

HEYNE <

FRAN COOPER

**DIE
LEUTE
VON
NR.37**

ROMAN

*Aus dem Englischen
von Jens Plassmann*

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe *These Dividing Walls* erschien 2017 bei Harvill Secker, an imprint of Vintage. Vintage is part of the Penguin Random House group of companies.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Vollständige deutsche Erstausgabe 02/2018
Copyright © 2016 by Fran Cooper
Copyright © 2017 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Printed in Germany
Redaktion: Tamara Rapp
Umschlaggestaltung: Eisele Grafikdesign, München
Umschlagillustration: Franziska Paetzold/Creative Market
Satz: Uhl+Massopust, Aalen
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN: 978-3-453-43896-5

www.heyne.de

Für Anne, eine gute Freundin

Und natürlich für Alex

Vorwort: Das Haus

Ganz hinten auf der Rive Gauche, dem linken Seine-Ufer, gibt es ein verborgenes Viertel. Jenseits der von Leuchtreklamen gesäumten Straßen, die zum Montparnasse hinaufführen, und der kopfsteingepflasterten, verwinkelten Gassen des fünften Arrondissements schlummert, eingezwängt zwischen großen Boulevards, ein Gewirr ruhiger Nebenstraßen. Durchgangsverkehr verirrt sich hierhin nicht.

In dieser vergessenen Ecke der Stadt liegt an der Kreuzung zweier Straßen die Nummer 37. Sie ähnelt stark den Häusern der Nachbarschaft. Alle spätes neunzehntes Jahrhundert, heller Stein. Ohne ihre türkisfarbene Eingangstür würde man Nummer 37 wohl keinen zweiten Blick schenken.

An Sommerabenden kehren ihre Bewohner heim, wenn die Sonne über der Stadt versinkt. Dann werden Lichter angeschaltet, Fenster geöffnet, Abendessen zubereitet und Babys schlafen gelegt. Der Duft von in heißem Öl geschwenktem Knoblauch durchzieht den Hof, zusammen mit Kindergeschrei und zufällig heranwehenden Gesprächsfetzen.

Innerhalb der Mauern von Nummer 37 küssen sich die Menschen. Sie unterhalten sich, lachen, womöglich weint jemand. Ein paar sind froh, allein am Tisch zu sitzen. Andere wünschen sich, es wäre nicht so.

Die Nacht bricht herein, und nach und nach verlöschen die Lichter wieder. In schwülheißen, windstillen Nächten wie dieser liegen die Bewohner von Nummer 37 bei offenen Fenstern in ihren Betten und lauschen dem schnaufenden Atmen der Nachbarn. Letzte Lebenszeichen im Haus sind das Kratzen auf fremden Tellern, das helle Klingeln eines Telefons irgendwo, das Stöhnen beim Sex (und bei anderen Verrichtungen), bis am Ende überall erneut Stille einkehrt.

Wie alle Häuser hat auch Nummer 37 seine ganz eigenen Geschichten zu erzählen. Denn welches Haus birgt keine Geheimnisse? Und wer seiner Bewohner weiß schon wirklich genau, was hinter den Türen der Nachbarn vor sich geht?

1

Mit einem markerschütternden Schrei schreckt Edward im Bett hoch, schlägt die Handflächen gegen die Wand und zieht strampelnd die Beine an. *Wo bin ich?* Sein Puls hämmert so gewaltig in seinem aufgerissenen Mund, dass er nicht einmal weiß, ob er noch schreit. Hektisch fährt er mit einem Arm durch die Dunkelheit – *Licht, da muss doch irgendwo Licht sein* –, erwischt aber mit dem Ellbogen nur ein Wasserglas, das sekundenlang lautlos durch die Luft fliegt, bevor er hört, wie es klirrend zerbricht und Wasser umherspritzt. Als seine vom Schlaf geschwollenen Finger endlich den Lichtschalter finden, ist der Teppich übersät mit gefährlich funkelnden Splittern.

Orangefarbenes Licht vertreibt die Schatten, und langsam gewinnen die Dinge Konturen. Er liegt in einem Bett, in einem kleinen Raum, im Dachboden eines Gebäudes. Unter der Schräge kann er einen Schreibtisch ausmachen, die Umrisse seines Rucksacks und einen Spiegel, der einen verschwommenen Lichtschein reflektiert. Das Fenster steht sperrangelweit offen und schlägt gegen die Wand. Die hellen Vorhänge werden vom Wind abwechselnd hinausgesaugt und hereingeweht und flattern bisweilen wie lange Geisterfinger in den Raum.

Auf unsicheren Beinen durchquert Edward das Zimmer und achtet darauf, nicht in die Scherben zu treten. Mit

schweißnassen Händen tastet er nach der abgewetzten Kordelschlinge, die anscheinend schon seit vielen Jahren dazu verwendet wird, das geöffnete Fenster zu arretieren. Sie muss sich gelöst haben, als er schlief. Die wenigen Handgriffe wirken beruhigend, sorgen für Orientierung. Die Luft, die über die Dächer weht, ist angenehm kühl, und das beklemmende Angstgefühl im Magen lässt nach. Als er das Fenster schließlich neu gesichert hat, weiß er wieder, dass alles nur ein Albtraum war, dass er sich in Paris befindet und dass dies die Wohnung von Emilie ist.

Wohnung. Er schaut sich um. In Emilies Schilderungen klang der Raum größer. Das Einzelbett in der einen Ecke, die »Küche« in der anderen, wobei die elektrische Kochplatte und das Kissen mit Clownsgesicht gerade mal sechs Schritte voneinander entfernt sind. Edwards Mundwinkel zucken amüsiert über den bunten Kissenaufdruck, der ihm entgegenrinst. Typisch Emilie, diese Mischung aus alter Kinderbettwäsche und den über den ganzen Raum verteilten Zetteln und Papieren. Wie Schmetterlingsflügel flattern an der Wand neben dem Bett all die angehefteten Entwürfe, Postkarten und Vorlagen im Nachtwind.

Edward kehrt zum Bett zurück und sammelt die Glasscherben in einem Aschenbecher. Der Wind hat sich ein wenig gelegt, streicht nur noch sanft über das Bettzeug und haucht in die Wand voller Papiere, statt sie heftig zum Rascheln zu bringen. Edwards Atmung dagegen hat sich noch nicht beruhigt. Seiner Armbanduhr zufolge ist es kurz vor vier, aber an Schlaf ist jetzt nicht zu denken, dafür pumpt das Blut viel zu stark in ihm. Ihn hält jene Sinnesschärfe gepackt, die der panischen Angst folgt – und die auch noch die

kleinste Zelle, jeden mikroskopisch feinen Blutfluss durch winzigste Kapillaren spürbar macht.

Der nächtliche Alb hat sich bloß seinem Blickfeld entzogen, trippelt ihm als schwarzer Vogel über den Nacken. Die Bilder sind immer dieselben. Seine Schwester, die ihn mit strahlendem Lächeln ansieht, unmittelbar vor dem Zusammenprall, und der Moment dehnt sich zu einer Ewigkeit, in der er nicht fähig ist, etwas zu tun, zu sprechen, sie aufzuhalten...

Erneut erfasst seine Hände ein heftiges Zittern, und die Scherben im Aschenbecher beginnen zu klirren. Edward lauscht angestrengt, hört aber keinen Laut aus den Nachbarwohnungen. Er hasst die Vorstellung, jemand könnte seinen Schrei gehört haben.

Beim Öffnen des Mülleimers schlagen ihm warme Verrottungsdämpfe entgegen. Verdorbenes Obst, Zigarettenstummel und der schale Mief von Bierresten, die am Boden alter Flaschen in der Hitze vergammeln. Auch das ist typisch Emilie. Die Berge schmutziger Wäsche hat er bei seiner Ankunft sofort in den Schrank und damit aus seinem Gedächtnis verbannt, und an den zusammengeknüllten Seidenschlüpfer neben dem Bett, der sich so knisternd kühl unter der Fußsohle anfühlte, versuchte er nicht mehr zu denken. Den Mülleimer jedoch hat er zu kontrollieren vergessen, und jetzt in der frühmorgendlichen Dunkelheit dreht ihm der süßliche Fäulnisgeruch den Magen um.

Er zieht Jeans, Turnschuhe und das verschwitzte T-Shirt von gestern an, das zwar acht Stunden Busfahrt und eine Kanalüberquerung auf dem brütend heißen Deck einer Fähre hinter sich hat, das aber immer noch besser riecht als der

Müll, den er anschließend zubindet und am ausgestreckten Arm nach unten bringt.

Vier Uhr morgens. Edward steht vor seinem neuen Zuhause, in einer neuen Stadt und atmet tief die feuchte Sommerluft ein. Da er noch nicht weiß, wo die Mülltonnen sind, hat er seinen Müllbeutel auf der menschenleeren Straße abgestellt. Niemand beschwert sich. Es ist ja niemand da, der sich beschweren könnte. Nur lange Häuserreihen, flankiert von parkenden Autos.

Er muss an das Gespräch denken, das er mit Emilie geführt hat. Wie er barfuß auf dichtem Gras stand, der kräftige Heugeruch ihm in die Nase stieg und überall Pollen in der Sonne tanzten.

»Ich muss hier weg, Em.«

»*Edward!*« Den Ton schlug sie nur an, wenn sie in Rage geriet, und er wurde gewöhnlich begleitet vom erregten Schütteln ihrer dicht hängenden Armbreifen. Er stellte sich vor, wie sie gegen das Telefon klimperten. Metall stieß gegen Metall, wurde von Metall übertragen, von ihrem Telefon zu seinem, von Wange zu Wange, über Hunderte von Meilen hinweg. »Nimm die Wohnung. *Bitte*. Das kümmert da keine Menschenseele, wahrscheinlich ist meine Tante sowieso nicht da. Ich sag der *Gardienn*e, sie soll dich reinlassen, oder irgendein alter *Voisin* wird einen Schlüssel haben ...«

Edward hatte keine Ahnung, was all die Worte bedeuteten, aber das strahlende Sonnenlicht, ihre überschwänglich drängende Stimme, ihr Lachen und die Gewissheit, mit der sie alles beschrieb, rissen ihn einfach mit, und so folgte er ihr in das Wolken Schloss. Er kaufte sich ein Ticket, und jetzt,

keine drei Tage später, steht er an einem frühen Freitagmorgen mitten in einem Viertel von Paris.

Und es ist nicht das ihm bekannte Paris. Hier gibt es keinen berühmten Boulevard, keine touristischen Sehenswürdigkeiten. Der Fernbus hatte ihn am Vorabend auf der Rückseite eines Parkhauses abgesetzt, hinter einem Einkaufszentrum, gemeinsam mit kreischenden Backpacker-Teenagern, einem Pärchen orthodoxer Juden samt unglaublich winzigem Baby sowie einem verschrumpelten Alten, der sofort seinen Gehstock packte und entgegen der Richtung aller anderen davonmarschierte. Edward war der Menge gefolgt, die durch Hintertüren und entlang trister Gänge in die Metro hinabstieg, wo er wie die Menschen um ihn herum direkt vor der Kontrolleurin, die mit glasigen Augen ins Leere starrte, über das Drehkreuz sprang und einen Zug nahm, der erst an Stationsschildern vorbeiraste, deren Aufschrift ihm noch etwas sagte (*Champs Elysées, Musée du Louvre*), bevor alles unbekannt klang. Er entstieg der Metro und betrat Straßen, in denen abendlicher Hochbetrieb herrschte, steckte sich den Zettel mit der rasch hingekritzelt Wegbeschreibung in die verschwitzte Hand und begann, alten Frauen auszuweichen, die Einkaufstrolleys hinter sich herzogen, und Kids, die auf Rollern vorbeischossen. Gemüsehändler schwenkten ihm Tüten mit überreifen Kirschen entgegen, aus denen der blutrote Saft in fetten Tropfen auf das Pflaster klatschte, während vor einer Fleischerei zwei Männer das Pfannenblech des Rôtisserie-Grills auskippten und der Rinnstein nun von Fett und Seifenlauge triefte. Massige Frauen, von Kopf bis Fuß in grelle Neonmuster gehüllt, stapften an ihm vorbei. Ein Teenager fuhr mit dem Motorrad über den Bürgersteig,

hinter sich seinen Freund, der auf den Fußrasten stand. Und Edward, dem Jungen vom Land, taumelten die Sinne.

Jetzt allerdings ist es still in den Straßen. Edward macht ein paar zögerliche Schritte, aber die Morgensonne wird noch eine Weile auf sich warten lassen, und auch das flaue Gefühl in seinem nervösen Magen hat sich noch nicht gelegt.

Er wendet sich gerade wieder dem Haus und seiner hohen türkisfarbenen Eingangstür zu, da hört er es – oder könnte schwören, es zu hören.

»Edward!«

Schnell und beschwörend geflüstert, dringt sein Name aus der leeren Straße an sein Ohr. Er sieht sich um, kann jedoch niemanden entdecken, hört nur das Blut rauschen, das ihm in den Kopf schießt. Rasch schlägt er die Tür zu, durchquert den Innenhof und stürmt im Laufschrift die Treppen in den fünften Stock hinauf.

Hätte das Adrenalin, das zum zweiten Mal in dieser Nacht durch Edwards Adern strömt, seine Pupillen geweitet und seine Augen ein wenig länger Ausschau halten lassen, vielleicht wären ihm die Umrisse des Mannes aufgefallen, der im Eingang gegenüber schläft. Oder nicht schläft, um genau zu sein, denn der Mann hat Edward interessiert beobachtet. Nachts ist das hier seine Straße. Auf seiner Schlafstätte dreht er eine alte Zigarette zwischen Daumen und Zeigefinger und blickt dabei konzentriert auf die Stelle, wo der junge Mann gestanden hat. Seine Augen glänzen hart im Schein des aufflammenden Streichholzes.

Und hätte Edward bei seinem Aufstieg in die Wohnungen sehen können, an denen er vorbeikommt, wäre ihm aufgefallen, dass selbst zu dieser frühen Stunde keineswegs alle

seine Nachbarn schlafen. In dem halbherzigen und absolut vergeblichen Versuch, der stickigen Hitze in ihrem Schlafzimmer beizukommen, fächelt sich im ersten Stock eine Frau mittleren Alters Luft zu. Da Chantals Mann nicht bei geöffnetem Fenster schlafen möchte, zieht sich ihre Nacht in zähen, unerträglich warmen Minuten dahin, in denen ihr die Schweißtropfen das Brustbein hinablaufen und sie gelegentlich mit dem Fuß nach dem klobigen Haufen neben ihr tritt. »César, du schnarchst!«

Im zweiten Stock schlummern Kinder und träumen. Ein Baby, milchweiß und zufrieden, regt sich in seinem Bettchen, und auch ein Hund zuckt ein wenig auf seiner Jagd nach trügerischen Kaninchenlöchern. Am Fenster steht Anaïs, die Mutter der Kinder, die keinen Schlaf findet. Ihre Finger halten das Fensterbrett mit dem abblätternden Lack umklammert, während sie den Himmel beschwört, sich wieder zu verdunkeln, den Morgen, er solle fernbleiben.

Keuchend steigt Edward weiter hinauf, vorbei am dritten Stock, wo eine schlaftrunkene Hand eine Stechmücke verscheucht, und am vierten, wo er auf der gegenüberliegenden Hofseite das bläuliche Licht eines Computerbildschirms in einem offenen Fenster bemerkt. Eine davorkauernde Gestalt hackt erregt auf die Tasten ein, und Edward, der eine Verschnaufpause einlegt, kann das fieberhafte Trommeln der Finger fast hören.

In seinem Zimmer im fünften Stock angelangt, lehnt sich Edward mit dem Rücken gegen die Tür. Draußen verschwimmt der tintenschwarze Himmel allmählich zu Tintenblau, und in der Ferne zeigen sich über den Dächern erste braune Flecken. Edward verriegelt die Tür und muss sich

zusammenreißen, sie aus einem albernen Sicherheitsempfinden heraus nicht noch einmal auf- und zuzuschließen. Zurück im Bett, stellt er plötzlich fest, dass der Bezug mit dem Clownsgesicht nach Emilie riecht. Er dreht das Kissen um, vergräbt mit großer Wucht den Kopf darin und versucht zu schlafen, versucht, nicht an seine Freundin zu denken und an diese eine Nacht, die sie miteinander verbracht haben, eine Nacht der Missverständnisse und Unbeholfenheiten, in der vor allem Nasen und Zähne unbeabsichtigte Stöße erlitten.

Die Sonne steigt jetzt mit Macht auf, taucht alles in rotes Licht und bringt Edwards folgsame Wangen ebenfalls zum Glühen. Als es ihm endlich gelingt, ins Dunkel zu versinken, dringt von draußen bereits das Klappern der Fensterläden und das Geräusch von anspringenden Automotoren herauf. Das Haus erwacht, um den Tag in Angriff zu nehmen.

2

Frédérique steht auf, sobald es hell wird. *Das ist die Buße*, denkt sie, als sie über dem Herd gelehnt darauf wartet, dass die Flamme sich entzündet. All die in der Jugend verschlafenen Morgen, all das vergeudete Tageslicht.

Sie öffnet die Läden, während das Wasser in der Schraubkanne dem Siedepunkt entgegenknattert und der Kaffee zu rumoren beginnt. Der *Salon* mit den schweren Möbeln und den plüschigen Stoffen hat ihrem Geschmack noch nie entsprochen. Daher trinkt sie ihren Kaffee lieber an dem abgeseuerten Tischchen in der Küche, wo ihre nackten Füße auf den Fliesen zur Radiomusik mittappen können.

Mischa die Katze tanzt auf ihre Art und schlängelt sich um Knöchel und Stuhlbeine. Ihr Miauen harmoniert allerdings so wenig mit Melodie und Rhythmus, dass ihr Frauchen schon bald aufsteht, um im Kühlschrank nach der Sahne zu suchen. Obwohl Frédérique ihren Kaffee eigentlich schwarz trinkt, gönnt sie sich an manchen Morgen, wie an dem heutigen, einen kleinen Sahneschuss in den Kaffeerest. Sie lässt die sämige Flüssigkeit in ihrer Schale kreisen, während die Katze glücklich in der Ecke ihre Portion schleckt.

An solchen Hochsommertagen sammelt sie all ihren Mut, um unter die eiskalte Dusche zu springen und mit zusammengebissenen Zähnen die schmerzliche Wohltat durchzustehen. Die Katze leckt sich in der Tür vorsichtig die Pfo-

ten und verfolgt argwöhnisch die Wassertropfen, die in ihre Richtung spritzen. Frédériques lange Haare, mittlerweile gleichermaßen silbergrau wie blond, sind noch ungeflochten, die Fältchen um die blauen Augen mit Creme betupft, mit Schicksalsergebenheit hingenommen.

Sie zieht sich an. Wie jeden Morgen katapultiert das Öffnen des Eichenschanks sie zurück in die Kindheit. Mottenkugeln, Staub und das scharfe *Swisch* der Bügel auf der Stange. Allerdings sind ihre weiten weißen Kleider natürlich kein Vergleich zur mächtigen Garderobe ihrer Mutter mit all den aufwendigen Stickereien, dem Zierrat, den wulstigen, ölig glatten Fellbesätzen.

Hier, wo keine Wasserspritzer zu befürchten sind, umstreicht die Katze wieder Frédériques Beine und rollt sich auf den Rücken, um ihren Bauch in möglichst vorteilhaftem Licht zu präsentieren.

Frédérique hängt sich eine bernsteinfarbene Perlenkette um den Hals und seufzt: »Nicht jetzt, Misch.«

Es gibt so viel zu tun heute, und die Hitze nimmt bereits zu.

Als sie durch die türkisfarbene Tür nach draußen tritt, legt Frédérique den Kopf in den Nacken. Der Himmel ist sagenhaft, ein sattes Azurblau. Die schrägen Sonnenstrahlen erreichen zwar noch nicht den Bürgersteig, haben die Stadt aber bereits in ihrer Gewalt. Ein weiterer sengend heißer Tag.

Auf der gegenüberliegenden Seite sitzt der Mann, der Edward beobachtet hat, im Hauseingang und pfeift. Seine Schlafmatte hat er inzwischen zusammengerollt und hübsch ordentlich an den Einkaufswagen geschnallt, in dem all seine weltlichen Güter gestapelt sind. Er trägt Shorts und ein sau-

beres Hemd. Eine halb vergessene Melodie durch die Zähne zischelnd, bindet er sich die Schnürsenkel.

Jetzt hebt er grüßend die Hand. »Frédérique.«

Sie erwidert die Geste. »Josef.«

Das ist ihr morgendliches Ritual.

Sie macht sich auf den Weg die Straßen hinab, und ihre Sandalen klappern im Takt zu seinem Pfeifen. Josefs Augen, die nicht ganz auf einer Höhe liegen, folgen ihr noch einen Moment, bevor er sich abwendet, um sein Rasierzeug zu verstauen. Ein kleiner Schnitt auf seiner Wange zeugt von der kürzlichen Rasur.

Frédérique steuert die Schlange am *Tabac* an. Sie braucht noch Zigaretten. Nikotin, der große Gleichmacher. Selbst um diese Uhrzeit (es ist gerade mal sieben) stehen hier Frauen in Designerkostümen neben Männern in farbbeklecksten Overalls, schlaksigen, ganz in Schwarz gehüllten Teenagern und einer alten Frau mit Lockenwicklern auf dem Kopf. Lange Bänder von Rubbellosen glitzern in der Morgensonne, und auf den Bildschirmen laufen bereits Nachrichtensendungen oder werden Ergebnisse der gestrigen Pferderennen angezeigt. Geduldig schiebt sich die Menge Zentimeter für Zentimeter voran. Frédérique beobachtet, wie aus dem massigen Nacken vor ihr stecknadelkopfgroße Schweißperlen treten.

Zurück auf der Straße, zündet sie sich eine Zigarette an, und der erste Zug des Tages steigt ihr berauschend zu Kopf. Wie gewöhnlich läuft sie auch heute zu ihrem Stammlokal weiter, wo Claude mit dem Goldzahn schon ein Croissant und die Zeitung für sie bereitgelegt hat. Normalerweise sitzt sie an der Theke und beginnt den Tag mit deren angenehm kühler Metalloberfläche unter den Armen, aber an diesem

Morgen ist es im Innern zu stickig. Also nimmt sie die Zeitung mit nach draußen und hält ihr Gesicht in die Sonne.

Claude bringt ihr Frühstück. Auf seinen Armen verblasen diverse alte Tattoos.

»Schrecklich, nicht?« Er zieht die Nase hoch und spuckt in den Rinnstein.

»Was?«

Claude nickt in Richtung Zeitung. »Noch 'n Anschlag. Oben in Bobigny.«

»Großer Gott.«

»Ein kleines jüdisches Kind. Dreizehn Jahre alt.«

Claude schüttelt den Kopf und geht wieder hinein. Er ist kein Mann von vielen Worten. Frédérique klappt die Zeitung auf. Die Titelseite ist der Hitzewelle gewidmet. Riesige Großbuchstaben und eine Landkarte von Frankreich in Rot und Orange. Dazu wie immer Berichte über Sparmaßnahmen. Steuern, Haushaltsdefizite, die letzte Runde an Kürzungen. Erst viel weiter hinten in der Zeitung entdeckt sie am unteren Rand einer Seite die Meldung aus Bobigny. Ein Kind wurde auf dem Heimweg von der Schule geschlagen, nur weil es eine Kippa trug. Aus den klein gedruckten Meldungen erfährt sie auch, dass es vor einer Moschee am Rande von Lyon einen weiteren Übergriff gegeben hat, dass ein Obdachloser nahe Châtelet krankenhauserreif geprügelt wurde und dass die Rechtsextremen neue Proteste angekündigt haben.

Obwohl die Sonne ihr nach wie vor auf die Schultern brennt, hat Frédérique das Gefühl, eine Wolke zöge über ihr auf. Tief runzelt sich ihre Stirn, ihr Magen zieht sich nervös zusammen. Ihren Rückweg unterbricht sie nicht für die

üblichen Einkäufe, nicht für Brot oder Milch und auch nicht für die dicken Erdbeeren, die der Gemüsehändler Mo immer für sie zurücklegt. Sie klimpert mit dem Wechselgeld in ihrer heißen, verschwitzten Hand und eilt mit schnellen Schritten durch die ruhige Straße. Sie würde gerne mit Josef reden, aber jetzt ist sein Einkaufswagen fort.

Frédérique fühlt sich nicht so alt, wie sie ist – fast ein halbes Jahrhundert. Während sie die Treppe hinaufsteigt, kann sie gar nicht glauben, dass vier Jahrzehnte vergangen sind, seit ihre Kinderfüße über diese Stufen stapften. Jede ausgetretene Mulde in den Bohlen ist ihr vertraut, jede Stelle mit abgeblättertem Putz. Einige der Schrammen dürften von ihren Tritten als Kind stammen. Heute noch trägt ihr Knie die Narbe von dem Sturz, als sie stolperte und die lose Fliese im Erdgeschoss ihr tief ins Fleisch schnitt. Es war ein Sommertag, ebenso heiß wie der heutige, und der Geruch von Eisen lag in der staubigen Luft, während die dunkle Flüssigkeit auf ihre weißen Söckchen tropfte.

Mischa liegt rücklings auf der Chaiselongue und streckt alle viere in die Luft. Frédérique sitzt neben ihr und reibt geistesabwesend über die alte Wunde. Fünf Stiche, seit vielen Jahren schon zu bleicher Haut verwachsen. Dennoch ist die Stelle empfindungslos geblieben.

So betrachtet sie auch diese Wohnung, in der sie aufgewachsen ist. Ein Ort, an dem Gefühle außen vor bleiben. Lange Zeit dieses Suchen nach Weite, neuen Horizonten, einem Raum, der größer ist als diese Stadt, nach einer Welt jenseits der spießigen Förmlichkeit, die innerhalb dieser vier Wände gehegt und gepflegt wurde. Dann ein grenzenloses

Leben erfahren, einen Sohn bekommen und ihn wieder verlieren. Das Universum erst in all seiner Unendlichkeit tief im eigenen Mark spüren. Dann die Leere – und schließlich die wiedererwachende Sehnsucht nach dem schmalen Kinderbett, den geblühten Wänden, den klobigen Möbeln und den ernst dreinblickenden Familienporträts. All die Dinge, die sie zuvor als drückende Last erstickt hatten, verwandelten sich nun in einen Schutz gegen den Schmerz. Ein Narbengewebe, das seither ihr Herz umfängt.

Die Katze wälzt sich herum und stupst Frédérique mit dem Kopf an. Runde grüne Augen und ein leicht fischiger Atem.

»Du hast recht, mein Liebling. Über Vergangenes grübeln bringt nichts.«

Und das tut sie auch nicht. Sie hat hier mit der Zeit eine stille Zufriedenheit gefunden. Sie hat ihre Katze, ihre Bücher und den Buchladen, den sie im Erdgeschoss führt. Zwar sind weder seine Öffnungszeiten noch seine Kunden noch seine Umsätze sonderlich verlässlich, aber die kleine Abwechslung im Gleichtakt ihrer Tage bereitet ihr Vergnügen.

Ohne an die Schachtel in ihrer Tasche zu denken, geht sie auf der Suche nach Zigaretten zum Beistelltischchen und sieht das rote Licht am Anrufbeantworter blinken. »Seit wann leuchtest du denn schon?«, murmelt sie und zündet die Zigarette an, die ihr zwischen den Lippen baumelt.

Frédérique nimmt einen tiefen Zug und spielt die Nachricht ab. Nach einem schrillen Pfeifton ist dumpf und abgehackt ihre Nichte zu hören. Offenbar steht sie im Freien, denn Verkehr und Windböen übertönen immer wieder ihre Worte.

»Freddie, hier ist Emilie! Hoffentlich macht es dir nichts aus ... Freund von mir vorbei. Habe ihm gesagt ... Schlüssel bei Madame Marin abholen. Er wird dich also gar nicht belästigen. Er muss nur mal raus ...« Ein Lastwagen rumpelt vorbei. »Alles Liebe. Ach ja, er heißt Edward!«

Wieder das Piepen, dann Stille.

»Edward...« Frédérique stößt den Namen mit einem Seufzer aus. In ihrer Erinnerung tauchen wieder die feuchtföhlichen Abende bei Kerzenlicht auf, wenn Emilie voll aufregender Geschichten über Freundinnen und Jungs von der Uni zurückkehrte. Ebenso beiläufig, wie sie das Haar nach hinten warf und dabei lachte, ließ sie auch ständig Namen fallen, nur um gleich darauf zu bemerken: »Gott, Freddie, dieser Wein schmeckt ja *furchtbar!*« Und Frédérique erinnert sich auch noch an den Schatten eines Errötens, als ihre Nichte wieder und wieder auf diesen wunderbaren Freund, diesen großartigen Edward zu sprechen kam.

Die Unijahre stellten damals eine deutliche Zäsur dar. Vorher hatte ihre Nichte fast bei ihr gewohnt, war so häufig zu Besuch gewesen, dass ihre Abwesenheit stärker überraschte als ihre Gegenwart, und es war nichts Besonderes für Frédérique, sie beim Nachhausekommen in der Badewanne, eingegelt auf dem Bett oder beim Stöbern in den Bücherregalen anzutreffen. Als Emilie dann ihr Studium begann, hatte Frédérique erst wieder lernen müssen, mit der Stille zurechtzukommen. Die Nähe war groß gewesen, und natürlich lebte sie während der Semesterferien vorübergehend erneut auf, aber mit der Zeit lassen solche Dinge eben nach. Inzwischen sind einige Jahre vergangen, und Emilie hat jetzt ihr eigenes Leben in London an der Seite von Simon, dem aalglatten

Banker mit dem breiten Dauergrinsen und diesem ständigen Misstrauen im Blick. Außer zu einer schrecklich steifen Tasse Kaffee in irgendeiner Touristenfalle, die Simon *unbedingt* besuchen musste, hat Frédérique ihre Nichte seit Monaten nicht mehr gesehen. Sie kann sich gar nicht mehr daran erinnern, wann Emilie das letzte Mal unangemeldet bei ihr hereingeplatzt ist, wann überhaupt jemand überraschend vor ihrer Tür gestanden hat.

Da Mischa spürt, wie ihre Herrin wieder einmal in Tagträumereien versinkt, löst sie sich aus der Umarmung und stolziert in Richtung Küche, um Frédérique mit ihren Zigaretten und den Gespenstern aus der Vergangenheit allein zu lassen. In der Hoffnung auf einen bislang übersehenen Leckerbissen sucht die Katze den Boden unter dem Küchentisch ab. Sie hat kein Glück, aber immerhin liegt ihr Lieblingsplatz auf der Fensterbank derzeit in der Sonne, und so springt sie hinauf und macht es sich – ein Auge geschlossen, das andere nach unten in den Hof gerichtet – gemütlich.

3

Während Mischas Schnurren in tiefes, zufriedenes Schnarchen übergeht, knarzt und klappert das Gebäude um sie herum. Türen schlagen, Putz platzt ab, und wenn die U-Bahn in regelmäßigen Abständen unter dem Haus durchfährt, erfüllt ein feines Surren die Kehlen der Bewohner.

Aus dem gleichen blassgrauen Stein errichtet, in den unter ihr der Tunnel getrieben wurde, ist Nummer 37 keineswegs ein für alle Mal fertiggestellt, sondern eher in permanenter Veränderung begriffen. Ständig öffnet sich irgendwo ein Spalt zwischen Tür und Rahmen oder zwischen Fenster und Wand. In windigen Nächten jagt kalte Luft das Treppenhaus hinauf und kreiselt heulend durch die obersten Stockwerke. Im Sommer dagegen stehen alle Fenster sperrangelweit offen, die Rollläden ragen wie ausgestreckte Zungen nach außen, und das Haus schnauft in der Hitze gemeinsam mit seinen Bewohnern. Wirklich elegant ist es nie gewesen, dafür liegt es einfach zu weit vom Fluss entfernt. Außerdem besteht es eigentlich aus zwei getrennten Gebäuden. Eins zur Straße hin, mit großzügigeren Wohnungen als das andere, das sich hinter dem Hof anschließt. Eine Längsseite dieses Innenhofs nimmt ein würfelförmiger Flachbau mit Blechdach ein, in dem die *Gardienne* wohnt.

Nur wenige in Nummer 37 wissen aus eigener Anschauung zu berichten, wie lange Madame Marin bereits die

Gardienne ist oder wie lange sie den Friseursalon im Erdgeschoss betreibt. Seit mindestens drei Jahrzehnten ist der Durchgang vom Vordereingang zum Hinterhof ihr Reich, das sie mit dem Geruch nach Shampoo und verbranntem Haar und mit dem Klatsch über ihre Kunden füllt. Auch wenn sie es nie zugeben würde, hat sie die fünfzig längst überschritten. Ihre Brauen färbt sie sich in demselben Kürbisorange wie ihre Locken, die schon immer ihr größter Stolz gewesen sind, und nie sieht man sie ohne hochhackige Schuhe. Da Morgenmäntel in ihren Augen von grauenhafter Geschmacklosigkeit zeugen, besitzt Estella Marin eine Reihe knallbunter Kimonos, deren verwirrende Muster aus Fischen und Blumen sie sich eng um den Leib schlingt. Auf der Rückseite ihrer Beine zeichnen sich unter den transparenten Strumpfhosen marmorgleich geäderte Venengeflechte ab, deren Spinnennetze mit den Jahren in aller Stille ihre Beine hinaufwuchern, während Madame Marin den Hof kehrt, die Post in die Briefkästen verteilt und insbesondere die männlichen Bewohner grüßt, wenn sie vorbeihasten.

Früher einmal hätte die *Gardienne* eines Hauses alles über jeden gewusst. So riesig sind die Gebäude ja nicht, gerade mal ein gutes Dutzend Wohnungen auf fünf Stockwerke verteilt, und bevor bei Streitereien die Türen noch richtig geschlossen und die Stimmen gesenkt werden konnten, hätten die Vorgängerinnen von Madame Marin schon das Wichtigste aufgeschnappt. Zahlreiche Babys sind in Nummer 37 geboren worden. Die Schreie ihrer Mütter hallten durch das Treppenhaus, blutgetränkte Laken wurden nach unten gebracht und mächtige Kinderwagen nach oben geschleppt. Natürlich hat es auch Tote gegeben. Betagte Köpfe, die still

auf ihre Kissen zurücksanken, und andere, die deutlich vor ihrer Zeit gingen.

Dem Ersten Weltkrieg fielen zwei Jungs aus dem Haus zum Opfer. Alfred Michel, ein sommersprossiger Neunzehnjähriger, frisch vom *Lycée*, und Guillaume Bertrand, ein blauäugiger Büroangestellter, der ein Mädchen in misslicher Lage zurückließ. Eines Tages erschien sie zum großen Entsetzen seiner Eltern an der türkisfarbenen Tür. Still und heimlich brachten sie das Mädchen in einer Dachkammer im Hinterhaus unter, in dem Zimmer neben dem von Edward, und beschränkten sich auf ihre Vorderhauswohnung mit Straßenblick, ohne sich zu der jungen Mutter zu bekennen oder auch nur mit ihr zu sprechen. Im Gegenteil. Madame Bertrand selbst heizte die Gerüchteküche im Haus noch an, indem sie den anderen Frauen vertraulich etwas von »solchen Mädchen« zuraunte, von »Kriegskindern« und »Ärgernissen«, bis das Mädchen, das Sophie hieß, eines Tages ihre Sachen packte, ihr blondes, blauäugiges Baby nahm und im Dunkel der Nacht verschwand. Dieser neuerliche Verlust lähmte die Bertrands indes vollends, und sie sprachen fortan kaum noch ein Wort.

Seinerzeit erzählte man sich, Sophie, die ursprünglich aus dem Elsass stammte, sei mit einem der Amerikaner durchgebrannt, von denen es nach dem Krieg auf dem Montparnasse wimmelte, aber in Wahrheit kamen die sagenumwobenen US-Boys nie bis zu diesem Haus oder in diese Gegend. Die großen Boulevards wiederum blieben für die hier Wohnenden in der Regel geheimnisvolle Orte, über die nur leise in missbilligendem Ton getuschelt wurde. Strahlende Lichter, Theater, Cabarets, eine ganz andere Welt verglichen mit den

Straßen, in denen sie verkehrten, mit ihrem Café, dem *Tabac*, dem Lebensmittelhändler und dem Metzger.

1943 wurde eine Familie aus dem Haus abgeholt: die Kahns aus dem dritten Stock. Die Bewohner von Nummer 37 sahen zu, taten nichts und sagten nichts, und eine neuerliche Stille befiel das Haus. Die Leute hielten die Blicke gesenkt, mieden jeden Kontakt und blieben für sich. Nach dem Krieg gedachte man der drei Kinder der Kahns mit einer Erinnerungstafel an der Schule.

Oft behielten Familien ihre Wohnungen über Generationen hinweg. Die Menschen wuchsen auf, wurden alt, starben und vererbten, während die Ereignisse im Rest der Welt an ihnen vorüberzogen. Historisch bewegte Jahrzehnte haben Nummer 37 nur wenig erschüttern können. In den Schornsteinen pfeift noch immer der Wind, und noch immer schlägt des Nachts auf geheimnisvolle Weise die Kellertür zu.

Am Ende des letzten Jahrhunderts entschieden die Bewohner, dem Haus einen neuen Anstrich verpassen zu lassen. Tatsächlich in Gang kam dieses Millenniumsprojekt allerdings erst im Glutofensommer von 2003, als ständig Krankenwagen stumm durch die Straßen der Stadt rollten, um die Alten und Vergessenen aufzusammeln, die an der Hitze gestorben waren. Und der Anstrich blieb unvollendet.

In vielerlei Hinsicht besteht die Geschichte von Nummer 37 also darin, den Zeiten stets ein wenig hinterherzuhinken, ein wenig abseits von ihnen zu stehen, verborgen hinter dieser türkisfarbenen Tür an einer Straße, die den Namen von längst vergessenen Blumen in sich trägt, Blumen, die, sollte es sie überhaupt jemals hier gegeben haben, heute nirgends mehr wachsen. Auf diese Weise hält das Haus seit Jahren

durch und wird auch weiter durchhalten, während das Viertel ringsherum sich langsam zu verändern beginnt. Der dritte Stock im Vorderhaus steht momentan leer, und etliche der verbliebenen Bewohner stimmen darin überein, dass man sich die nächsten Käufer ganz genau ansehen muss.

4

»Ich habe nur gesagt, wir müssen uns die nächsten Käufer genau ansehen«, brüllt César Vincent über das Rauschen der Wasserhähne im Badezimmer hinweg. Er dreht sie zu und betrachtet zufrieden sein in Rasierschaum gepacktes Gesicht. Als er gerade die Klinge an diese heikle Stelle direkt unterhalb der Nasenlöcher legt, tritt unbemerkt seine Frau in die Tür.

»Was für Käufer?«

Vor Schreck zuckt Césars Hand, und der Rasierschaum beginnt sich rosa zu färben.

»Die Käufer eben, die Käufer«, erwidert er ärgerlich. »Für den dritten Stock.«

»Ach, die.«

Und damit verzieht sich seine Frau wieder ins Schlafzimmer.

César hat nie verstehen können, warum sich Chantal so wenig für das Haus interessiert. Als Vorsitzender der Eigentümergemeinschaft von Nummer 37 – seine Brust schwillt um ein paar Zentimeter an, wann immer er sich diesen Titel in Erinnerung ruft – ist er dazu verpflichtet, Interesse zu zeigen. Schließlich sind die Immobilienpreise auch nicht mehr, was sie früher waren. Da sollte besser nicht jemand... *Unvorteilhaftes* einziehen. Mit einem Seufzer richtet er seine Aufmerksamkeit zurück auf den Spiegel und den roten Tropfen, der gerade von seinem Kinn zu fallen droht.

Im Schlafzimmer kehrt Chantal Vincent auf ihren Platz am Fenster zurück. Es ist keineswegs so, dass sie sich nicht für das Haus interessiert, im Gegenteil, sie beobachtet es schließlich die ganze Zeit. Aber sie hat nicht gut geschlafen. Wieder einmal ist ihre Nacht stickig heiß und ruhelos verlaufen, weil César sich geweigert hat, bei offenem Fenster zu schlafen. Er hingegen ist natürlich frisch und bestens gelaunt aufgewacht. Das selbstzufriedene »Pom-pom-pom« seiner weichen Baritonstimme dröhnt über das Wasserrauschen, und sie weiß genau, dass er jeden Moment hereinplatzen wird, mit rosiger Haut, gut genährt und bereit für sein Tagewerk. Chantal hingegen fühlt sich erschlagen, ist noch im Nachthemd, die Haare kleben ihr im Nacken, und ihre einzige Hoffnung besteht darin, vielleicht ein paar ungestörte Minuten Schlaf ergattern zu können, bevor um zehn ihre Schicht beginnt.

Chantal arbeitet in der Bibliothek eines privaten Literaturinstituts im fünfzehnten Arrondissement. Hinter das Pult einer Bibliothekarin geriet sie erstmals Mitte zwanzig. Damals erschien ihr das Bibliothekswesen reizvoller (und finanziell lukrativer) als die zehn einsamen Jahre, die sie voraussichtlich zum Promovieren benötigt hätte. Eine Weile befielen sie danach noch Zweifel, ob sie wirklich die richtige Entscheidung getroffen hatte, vor allem wenn sich im September die Schaufenster mit Schulranzen und Federmäppchen füllten oder wenn ein entfernter Bekannter sie einlud, zur Verteidigung seiner Doktorarbeit zu kommen. Inzwischen jedoch, nach so vielen Jahren, schätzt sie die beruhigende Stille, die ihre Arbeit mit sich bringt, den Geruch von frisch bedruckten Seiten, das Vergnügen, einen Einband zum



Fran Cooper

Die Leute von Nr. 37

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-43896-5

Heyne

Erscheinungstermin: Oktober 2017

Jedes Haus hat seine Geheimnisse.

Seit über hundert Jahren steht Nummer 37 mit der türkisfarbenen Eingangstür an einer abgelegenen Pariser Straßenecke. Hinter ihren Mauern leben völlig normale Menschen. Jeder mit seinen ganz eigenen Träumen und Ängsten, Wünschen und Affären. Auf dem Flur grüßt man sich und geht seiner Wege. Doch dann entbrennt ein Streit über die Frage, wer in die leer stehende Wohnung im dritten Stock einziehen soll. Und plötzlich prallen die Leben der Bewohner mit voller Wucht aufeinander ...



[Der Titel im Katalog](#)